

Sprachnachricht geschickt. Zwei blaue Haken. Aber nach 15 Minuten immer noch keine Antwort. Was ist da los??? Inzwischen haben alle Chat-Neurosen. Wie trainieren wir uns die Nervosität wieder ab?

CHAT MICH NICHT SO AN!

MEINE Freundin Laura will *nie* telefonieren, schickt aber acht Minuten lange Sprachnachrichten. Mein Kollege Paul hasst Sprachnachrichten, will *nur* telefonieren (oder maximal dreizeilige Textnachrichten erhalten). Mein Kumpel Lars wollte vor einer Weile den Kontakt mit mir abbrechen, weil ich ihm auf Instagram drei Tage lang nicht auf seine Nachricht geantwortet habe. Begründung: »Das geht echt gar nicht.« Und meine Mutter schickte mir kürzlich noch eine MMS.

Eigentlich sollte ich das hier jetzt noch gar nicht aufschreiben. Meint zumindest der Sofortnachrichtendienst WhatsApp. Er will, dass ich mich um die ungelesenen Nachrichten kümmere. So interpretiere ich jedenfalls die Zahl, die mich vom Smartphone aus anzuschreien scheint: Das kleine rote Emblem am Rand der grünen WhatsApp-Kachel zeigt 56 an.

SECHSUNDFÜNFZIG!

Ich wünschte, es läge daran, dass ich so viele Freunde hätte, die mir täglich ihre Zuneigung mitteilen, etwa in Form süßer Hunde-Gifs mit motivierenden Botschaften. Tatsächlich sind noch Geburtstagsgrüße von vorletzter Woche dabei, aber auch allgemeine Verlautbarungen in Gruppenchats. Gut, die ein oder andere wichtige Nachricht wird auch darunter sein. Hoffentlich nichts so Gewichtiges wie die 15-minütige Voicemail einer guten Freundin aus dem Sommer, in der sie mir von einem depressiven Rückfall berichtet hat.

Ich brauchte eine Woche, um mir ihre Message anzuhören. Wie hätte ich auch ahnen sollen, dass sie so bedeutsam ist? Warum nur rief sie mich nicht an?

Soll ich also diesen Essay sofort aufschreiben oder zuerst noch kurz, ganz schnell die rot umrandete Zahl am App-Rahmen um einige Zähler reduzieren? Ich könnte doch wenigstens ein paar der 56 Nachrichten – darunter jede Menge ungelesene, aber auch einige von mir geöffnete, aber danach vor lauter Überforderung wieder als »ungelesen« markierte – zur Kenntnis nehmen und endlich beantworten. Kann doch nicht so schwer sein, zumindest wenn ich mir keine große Mühe gebe. Aber will ich wirklich oberflächliches Zeug antworten? Nein, das will ich nicht.

Und so blicke ich abwechselnd auf Laptop- und Smartphone-Bildschirm, als wären die Geräte Gegner in einem Tennisfinale. Kommunikation bedeutet immer auch Stress, vor allem für den Adressaten. Jede Nachricht übt Druck aus, sie zu beantworten. Möglichst schnell, möglichst adäquat, möglichst befriedigend, wobei dieser Begriff einen recht großen Raum für Interpretationen lässt. Die Art, wie wir miteinander kommunizieren, hängt auch von der Bedeutung ab, die die Person, mit der wir kommunizieren, für uns hat.

Wir leben in einer Zeit der allgemeinen Aufgeregtheit. Einer Zeit, die die größte Kommunikationsvielfalt der Menschheitsgeschichte bietet. Eine Zeit, in der die meisten Chat-Apps kostenlos mit drei Klicks runterzuladen sind. Gleichzeitig lieben wir es, einander zu maßregeln, wie (und wie nicht) kommuniziert werden soll. Weil gar nicht, zu spät, zu häufig geschrieben oder geantwortet wird. Weil es uns zu viel oder zu wenig Interaktion ist. Weil die Sprachnachrichten zu lang und die Videoanrufe zu unangemeldet daherkommen. Oder weil sich jemand aus der Elterngruppe weigert, dem WhatsApp-Chat der Schmetterlingsgruppe beizutreten.

Als Beleg seien hier einige Erfahrungen aus jüngster Zeit genannt, teils selbst erlebt, teils mir zugetragen:

Eine gute Freundin um die 40 ruft mich aufgeregt an: Sie habe Ärger mit ihrem neuen Freund. Der antworte teilweise erst viele Stunden später und vergesse Termine, die sie über WhatsApp vereinbart hätten. Als sie sich bei ihm per Textnachricht beschwerte, habe ihr Freund diese zwar sofort gelesen, wie sie an den beiden Häkchen erkennen konnte, aber erst einen Tag später geantwortet: »Oh, darüber muss ich noch mal nachdenken.« Meine Nachfrage, warum sie nicht einfach telefoniert haben, um Missverständnisse aus der Welt zu räumen, konnte sie mir nicht beantworten.

Ein Kumpel verabredete sich kürzlich in meinem Beisein über eine Dating-App mit einem Mann. Kurz legte er sein Telefon weg, um mit mir zu reden. Als er den Chat mit dem potenziellen Date wieder öffnete, las er: »So lange lässt mich keiner warten. Mir ist mein Self-Respect wichtig. Bye!«

Vor einem Jahr wollte ich mit einem befreundeten Journalisten eine Firma gründen. Ich schrieb ihm damals ab und zu E-Mails, in denen ich Ideen und Ziele skizzierte. Manchmal schickte ich auch Sprachnachrichten. Irgendwann schrieb mir der Kollege sinngemäß: »Keine Sprachis mehr! Keine E-Mails mehr! Bei dringenden Sachen Telefon! Sonst alles auf iMessage!« Als ich das las, spürte ich, dass wir unsere geplante Firma vermutlich nie eröffnen würden.

Was ist nur los, wenn wir nicht 15 Minuten auf eine Antwort warten können? Wenn E-Mails eine Zumutung darstellen? Wenn wir uns nicht trauen, unsere neue Liebe anzurufen und Missverständnisse, wie sie in Chatportalen ständig auftreten können, in einem Gespräch aus der Welt zu räumen?

Antworten auf diese Fragen erhoffe ich mir von Gerald Lembke. Er ist in Mannheim Professor für Medienmanagement und Kommunikation. Er sagt, er habe 13 verschiedene Messenger-Apps auf seinem Handy, alle Studierenden hätten seine Nummer. Das, was mich aufregt, nennt Lembke »Sofortness«. Verbreitet ist auch der Begriff »Sofortismus«. Er beschreibt die immer häufiger anzutreffende Ungeduld, die mit einem extrem kurzen Reiz-Reaktions-Verhältnis einhergehe: »Jüngere Menschen sind so konditioniert, sofort, also binnen einer Minute, auf Textnachrichten zu antworten. Sie wuchsen mit und in dieser Geschwindigkeit auf.« Was zur Folge habe, dass eine Antwort, die man nicht sofort erhält, von vielen Jüngeren, aber mittlerweile auch von den Älteren als schlechtes Zeichen interpretiert werde.

Lembke weist darauf hin, dass unsere Kommunikation von Routinen bestimmt sei. Die meisten Apps, die wir benutzten, als wir unser erstes Smartphone gekauft haben, nutzen wir noch heute. So kommt es, dass laut einer zwei Jahre alten Umfrage 93 Prozent der deutschen Nutzer von Sofortnachrichten WhatsApp verwenden. Auf dem zweiten Platz liegt der Facebook-Messenger mit 39 Prozent. Instagram Direct Messages, wie die beiden vorigen ebenfalls aus dem Konzern Meta, benutzt jeder Vierte. Auf den weiteren Plätzen folgen unter anderem Telegram (16 Prozent), Snapchat (14 Prozent) und Signal (13 Prozent). Nur zehn Prozent verwenden iMessage und acht Prozent Discord. Die meisten haben mehrere Chat-Apps auf dem Smartphone. Nur fünf Prozent der Befragten hatten in den vorangegangenen zwölf Monaten den hauptsächlich genutzten Dienst gewechselt.

»Eine App kann ein Distinktionsmittel sein«, sagt Lembke. So ist zu erklären, dass viele meiner Berliner Bekannten, die gern ganze Wochenenden in einem berühmten Friedrichshainer Techno-Club verbringen, ausschließlich über Telegram kommunizieren. Dort bleiben sie unter sich (und können das Koks-Taxi bestellen, ohne die App zu wechseln).

Wie schnell sollte ich also eine Nachricht beantworten? Ich erinnere mich an meine frühere Chefin, die fast jede Mail und WhatsApp-Nachricht innerhalb weniger Minuten zu beantworten vermochte. Sie konnte nicht verstehen, warum ich mich damit so schwertat. Mich beschleicht bis heute das schale Gefühl, dass ich Nachrichten kaum zum richtigen Zeitpunkt beantworten kann: Beantworte ich sie sofort, fühlt sich mein Gegenüber vermutlich zunächst wertgeschätzt, aber meine Antwort ist eventuell unvollständig, was leicht zu Missverständnissen führt. Verschiebe ich die Beantwortung auf später, geht die Nachricht womöglich in meinem Posteingangswust verloren. Und je länger ich mit meiner Rückmeldung warte, desto schuldiger fühle ich mich.

Neben dem Sofortismus begegnen mir noch weitere Neurosen der modernen, digitalen Kommunikation, die Professor Lembke lieber Gepflogenheiten nennt. Die derzeit vielleicht enervierendste ist die Ausschließeritis: Ehe wir miteinander reden, führen wir Debatten darüber, wie wir reden wollen und wie auf gar keinen Fall. Wir schreiben einander vor, welche Kanäle tabu sind, und versetzen damit soziale Gruppen wie Fußballteams, Blaskapellen oder Familien in Endzeitstress.

Vor einem Jahr wollten einige Verwandte und ich meiner Mutter etwas zum 70. Geburtstag schenken. Um Ideen zu sammeln und festzulegen, wer was besorgt, gründeten wir eine Chatgruppe auf WhatsApp. Wir setzten also auf den in Deutschland weitestverbreiteten Online-Kommunikationsdienst. Alle, bis auf einen. Ein Verwandter fragte mich per SMS: »Und was ist mit Threema? WhatsApp sieht sich zu gerne und zu offensiv in meinen Daten um, das vermeide ich.« Vorwürfe, der zum Meta-Konzern gehörende Dienst würde Daten aus Chats nutzen, um die Nutzer auf anderen Plattformen wie Facebook oder Instagram mit passender Werbung zu versorgen, existieren schon lange. (Meta bestreitet dies.) Auch ich erhielt auf diesem Wege schon Angebote für Kissen und Rasierer, mutmaßlich, weil ich mich zuvor über diese Dinge in WhatsApp-Chats ausgetauscht habe. Aber spielt das wirklich eine Rolle, wenn wir darüber diskutieren, einem Familienmitglied eine Reise an den Bodensee plus Karten für die Bregenzer Festspiele zu schenken? Wenn der Geburtstag vorbei ist, kann sich jeder wieder abmelden und die App löschen.

So ähnlich drückte ich meine Verwunderung meinem Verwandten gegenüber aus (zugegeben mit etwas mehr Furor), woraufhin er abermals per SMS entgegnete: »Ich weiß auch dies. 😎 Eine interessante Situation: ich kümmere mich um mein Bestmaß an Datenautonomie und es wird mir ein Angebot vorgelegt, dieses doch zu verlassen. Eine Alternative wird nicht erwägt. 😀 Wenn ihr WhatsApp nehmen wollt, nehmt es. Ihr seid nicht von mir abhängig. 💪 Ich gehe davon aus, dass mich alle relevanten Informationen erreichen werden.«

Sicherlich hätten sich auch die anderen Schenkenden eine weitere, angeblich abhörsichere App wie Threema oder Signal herunterladen können. Aber allen zu erklären, wie das geht, hätte mich mehr Zeit gekostet, als jede einzelne Nachricht aus der WhatsApp-Familiengruppe zu kopieren

> Jede Nachricht übt Druck aus. Und wir lieben es, einander zu maßregeln, wie (und wie nicht) kommuniziert werden soll

ANZEIGE



und an den widerspenstigen Verwandten per Kurznachricht weiterzuleiten. Konsterniert und mit etwas zu viel Pathos pampte ich ihn via SMS an: »Lieber einsam recht haben als gemeinsam gewinnen.«

Der Tübinger Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen kann verstehen, warum viele ihre eigenen Kommunikationsregeln aufstellen. »Wir sehen im Zeitalter kollabierender Kontexte zu viel, nicht zu wenig«, schreibt mir der Professor per Mail. »Und Vernetzung verstört. Sie bedingt das permanente Aufeinanderprallen von Parallelöffentlichkeiten.« Dies führe zur untergründigen Nervosität ganzer Gesellschaften, in den Taumel der großen Gereiztheit.

Dabei verbindet uns doch erst mal der Wunsch, uns auszutauschen, einander näherzukommen, gern über die seit Gutenberg antrainierte, bestens erprobte Textform. Auch die Sprachnachricht oder ein kurzes Video erfüllen ihren Zweck. Warum ist es trotzdem so kompliziert geworden?

Kommunikationsprofessor Lembke sagt, er teile meinen Frust. Während sich seine Studierenden trotz der Kritik an der Datensicherheit fast alle auf WhatsApp einigen könnten, sei es oft unmöglich, eine Gruppe mit seinen etwas älteren Musik- oder Sportkumpels auf WhatsApp zu starten. Er weist darauf hin, dass die Forschungslage noch recht dünn sei, es ließen sich nur vage Aussagen treffen. Die vielleicht wichtigste ist die, dass wir schneller zum Punkt kommen sollten.

»In durchschnittlich drei Sekunden entscheiden Nutzer, ob ein Inhalt für sie interessant ist«, sagt Lembke. Das betreffe Videos auf TikTok genauso wie Nachrichten im Gruppenchat. Was mich mit Sorge an meine E-Mails denken lässt, die ich mit meinem Fast-Firmenpartner ausgetauscht habe. Vielleicht waren die doch einfach zu lang.

Ein weiterer Trend sei, dass die Sprache als Transportmittel für Botschaften immer wichtiger werde, zumal wir die Stimme ja auch immer häufiger einsetzen, um Geräte zu steuern. Sprachnachrichten dürften daher kaum mehr aufzuhalten sein. Unklar sei, ob sich Videobotschaften in privaten Chats durchsetzen werden.

Angesichts der dünnen Datenlage beschließe ich, einfach selbst eine Umfrage durchzuführen. Ich verschicke sie an 46 Verwandte, Freunde und Kollegen. Ich frage sie: »Wir kommunizieren auf vielen Kanälen, aber tun wir dies auch wirklich auf jenen Kanälen, die Dir behagen? Wie möchtest Du am liebsten mit mir kommunizieren?« Außerdem will ich wissen, wie sie zu spontanen und terminierten Videoanrufen und Telefonaten stehen sowie zur E-Mail, bitte mit Begründung.

Während ich auf die Antworten warte, läuft im Fernsehen ein Bericht über die Versteigerung der ältesten deutschen Briefmarke. Ein Kuvert mit dem »Schwarzen Einser«, der genauso aussieht, wie er sich anhört, und kürzlich für 440.000 Euro den Besitzer wechselte, wurde am 1. November 1849 eingeworfen. In diesem kündigt ein Münchner Handelsreisender dem niederbayerischen Kaufhausbetreiber Salek einen Besuch zwei Tage später an – ein »Zeitzeuge zwischenmenschlicher Kommunikation«, heißt es in dem Bericht. Der Brief war Mittel zum Zweck, er bahnte einen persönlichen Austausch an, der relativ wenig Raum für Missverständnisse bot.

Ich schaue mir in den WhatsApp-Einstellungen meine »Netzwerknutzung« an und lese, dass ich, seitdem ich den Chatdienst vor rund 14 Jahren installiert habe, genau 712.826 Nachrichten empfangen habe. Das sind fast eine Dreiviertelmillion Zeitzeugen meiner zwischenmenschlichen Kommunikation. Und genauso viele Möglichkeiten, aneinander vorbeizureden. Wenn ich mir vorstelle, dass 70 Prozent der Deutschen laut einer ARD/ZDF-Onlinestudie WhatsApp täglich benutzen, frage ich mich, wie viele Freundschaften pro Tag im Land zerbrechen, weil Sender und Empfänger aneinander vorbeigefunkt haben.

So wie mein bereits erwähnter Kumpel, der vergangenen Sommer den Kontakt mit mir abbrechen wollte, weil ich ihm auf Instagram drei Tage lang nicht geantwortet habe. Noch unangenehmer kann es werden, wenn alte Buddys, die nicht in derselben Stadt leben, der Ausschließeritis anheimfallen. Mit einem einst besonders engen Freund, der in Hamburg lebt, lässt sich der Kontakt seit meinem Fortzug aus der Hansestadt kaum mehr aufrechterhalten. Sprachnachrichten lehnt er kategorisch ab (»lösch ich sofort«), Telefonate werden von ihm monatelang im Voraus terminiert. Ich hingegen kommuniziere gern spontan. In Textnachrichten stelle ich viele Fragen, die mein Hamburger Freund eher minimalistisch beantwortet. Gegenfragen stellt er so gut wie nie. Wenn er mal redselig wird, schreibt er Mitteilungen wie »Haben gestern wieder mit *Game of Thrones* angefangen. Noch mal gucken macht richtig Bock« oder »Guten Rutsch«. Manchmal haut er aber auch Nachrichten raus wie diese: »Zeit ist IMO etwas, was man jederzeit selbst verwalten und priorisieren kann 🙏.« (»IMO« steht für *»in my opinion«.)*

Und nun, Hamburger Freund? War es das mit uns – einfach weil wir nicht mehr den richtigen Kommunikationskanal zueinander finden? Weil du – *in your opinion* – die Sache mit der Priorisierung unserer Zeit etwas anders siehst als ich?

Während ich mich das frage, denke ich an eine Geschichte aus Florian Illies' Buch *1913 – Der Sommer des Jahrhunderts*. Sie handelt von dem noch jungen Schriftsteller Franz Kafka, der darunter litt, dass seine Angeschmachtete Felice ihm nicht in ähnlichem Umfang antwortete wie er, der in den Tagen vor einem geplanten Treffen am Ostersonntag 1913 »jeden Tag zwei bis vier« Briefe schrieb, die teilweise noch am selben Tag zugestellt wurden und sich inhaltlich »voller Ernst, voller Verzweiflung, voller Komik« lasen, wie Illies notiert. In manchen Schreiben bestärkte Kafka seine Absicht, Felice zu sehen, in anderen relativierte er die Möglichkeit, sie überhaupt treffen zu können. Die Kommunikation war ein einziges Durcheinander. Kafka wusste

Wie viele Freundschaften wohl jeden Tag in Deutschland zerbrechen, weil Sender und Empfänger aneinander vorbeigefunkt haben?



Unangemeldete Videoanrufe sind besonders unbeliebt – wenigstens darauf können sich viele einigen

auch nach seiner Ankunft nicht, ob Felice zu seinem Berliner Hotel kommen würde, wie von ihm gewünscht. Panisch soll er der Umschwärmten am frühen Ostersonntagmorgen geschrieben haben: »Was ist denn geschehn, Felice? Du mußt doch Freitag meinen Expressbrief bekommen haben, in dem ich meine Ankunft für Samstagnacht anzeigte. Es kann doch nicht gerade dieser Brief verloren gegangen sein. Und nun bin ich in Berlin (...) und ich höre nichts von dir. (...) Bitte schicke mir Antwort durch den Jungen. (...) Ich sitze im Askanischen Hof und warte. Franz.«

Das Gefühl, ins Leere zu funken, nicht zu wissen, ob man eine Antwort erhält, das alles ist auch vielen Chat-Schreibenden der Gegenwart bestens bekannt. Wie wäre es Franz Kafka und seiner Felice heute ergangen, im Zeitalter des kommunikativen Überangebots? Vielleicht hätte Franz mit Felice seinen »Live-Standort« für 15, 60 oder 480 Minuten geteilt. Eventuell hätte Felice aber auch entnervt die Lesebestätigungen ausgeschaltet, damit Franz nicht überwachen kann, ob und wann sie seine Nachricht öffnet. Womöglich hätten sie einander, als ihre Romanze vorbei war, blockiert. Oder (noch gemeiner) ins Archiv verschoben, wo man einander so viel zuschicken kann, wie man will. Das Gegenüber erfährt nichts mehr davon.

Ich schaue mir die Antworten auf meine Umfrage an. Genau 30 Verwandte, Freunde und Kollegen haben sich zurückgemeldet. Die Jüngste ist 13, der Älteste 76 Jahre alt. Fünf der Befragten reagieren in Form einer Sprachnachricht.

Das Ergebnis in Kurzform: WhatsApp-Nachrichten werden von fast allen akzeptiert. Wobei variiert, wie schnell die Rezipienten auf sie reagieren. »Lesen und Antworten sind bei mir zwei komplett getrennte, oft zeitlich sehr versetzte Prozesse«, schreibt mir Michael, 40, Freiberufler. SMS und E-Mails werden von der Hälfte der von mir Befragten so gut wie gar nicht genutzt. Wie meine 29-jährige Cousine Josefine es ausdrückt: »Creepy, wer noch SMS schreibt.« Ihr Bruder, 23, sekundiert: »E-Mail ist Quatsch. Auch bei der Arbeit.« Am häufigsten werden spontane Videoanrufe abgelehnt (»zu übergriffig!«). Einzige leidenschaftliche Anhängerin ist die 14-jährige Maja, die meint, dass sie spontane Telefonate und Videoanrufe so möge, weil sie dann merke, dass die andere Person Lust hat, mit ihr zu reden.

Ansonsten werden Telefonate von genauso vielen geliebt wie gehasst. Entgegen meiner Annahme spielt dabei das Alter keine Rolle. Die größten Fans des spontanen Telefonats finde ich unter Teenagern wie Maja und bei Ü-Siebzigjährigen wie meinen Eltern. Sprachnachrichten hingegen werden von letztgenannter Gruppe einheitlich abgelehnt. Die meisten Befragten unter 55 haben nichts gegen Voicemessages, sofern sie eine gewisse Länge nicht überschreiten. Laut repräsentativer Umfragen liegt die durchschnittlich bei rund anderthalb Minuten. In meiner eigenen Befragung reißt einem 50-jährigen Teilnehmer der Geduldsfaden aber schon nach 20 Sekunden, der 14-jährigen Maja erst nach 30 Minuten. Sprachis, wie einige meiner Freunde sie nennen, spalten so stark wie die Coronamaßnahmen.

Für die einen sind sie ein praktisches Hilfsmittel, für andere ein Verbrechen an der Menschlichkeit. Maxim, 27, ein Designer, schreibt mir: »Ich fahre viel Auto. Dort kann ich meinen Gedanken freien Lauf lassen und sie somit auch in einer Sprachnachricht verfassen. Die Sprachnachricht ist die perfekte Lösung für ›Long-Distance-Freunde‹.« Laura, 42 und Moderatorin, teilt mir per Sprachnachricht mit, dass sie Sprachnachrichten liebe: »Ist für mich wie ein Podcast. Höre ich immer. Beim Joggen, beim Spazieren. Meine Lieblingsform der Kommunikation.«

Vor elf Jahren erst hat WhatsApp als einer der ersten Messengerdienste die Möglichkeit eingeführt, neben Texten und Bildern auch Audiodateien zu verschicken. Im Chatfenster muss man einen Knopf gedrückt halten. Dann kann man drauflosla-bern, beim Loslassen sendet sich die Datei von selbst. Seitdem werden sie geliebt wie gehasst, nicht nur in meinem Umfeld. In repräsentativen Umfragen kommt immer wieder heraus, dass sich die Befürworter und Gegner dieser noch recht jungen Kommunikationsform die Waage halten.

Rick, 36 und Mitarbeiter eines Bundesministeriums, findet die Sprachis »generell immer eine Zumutung, bei allen Leuten«, weil er sie nicht nebenbei lesen und beantworten könne. Mein Cousin Emil, 24, sagt, er spiele Sprachnachrichten stets in anderthalbfacher Geschwindigkeit ab. Das meiste sei eh nur »Bla bla«.

Wenn ich die Ergebnisse meiner nicht repräsentativen Befragung auf einen Nenner bringe, dann lautet dieser: Es gibt keinen gemeinsamen Nenner. Die Kommunikation mit den Liebsten ist derart individualisiert, dass ich ein Register bräuchte, um all meine Kontakte mit deren Kommunikationsvorlieben zu vermerken.

> Was für die einen ein praktisches Hilfsmittel ist, ist für die anderen eine Zumutung, ein Verbrechen an der Menschlichkeit

Muss das so sein? Sind wir vielleicht alle Teil eines riesigen Kommunikationsexperiments mit offenem Ausgang? Zeugen einer Übergangszeit? Gehört das Aushandeln der Kanäle und Antwortzeiten einfach zur neuen Normalität? Müssen wir uns noch ein paar Jahre lang über Threema, Signal und WhatsApp streiten, genauso wie über den Sinn von E-Mails und Videoanrufen, ehe wir uns als Gesellschaft auf ein paar grundlegende Übereinkünfte verständigt haben? Bis es also wieder mehr so wird wie in meiner Kindheit Anfang der Neunzigerjahre, als ich nur zwischen Brief, Postkarte und Telefon auswählen konnte. Als alles innerhalb eines gewissen Erwartungsraums ablief. Als die unausgesprochene Regel galt, dass ich zwei Wochen Zeit habe, um eine Postsendung zu beantworten. Und ich darauf achtete, nicht während des Mittagessens oder der 20-Uhr-*Tagesschau* anzurufen. (Oder eben doch genau dann, weil ich wusste, dass Opa um diese Uhrzeit auch tatsächlich zu Hause ist.)

»Vermutlich bräuchte es auf dem Weg zu einem respektvolleren Diskurs ein Empathietraining anderer Art«, schreibt mir Bernhard Pörksen, der Medienwissenschaftler, »es bräuchte Zeit und Behutsamkeit. Und direkte, unmittelbare, positive Begegnungen sowie die Gelegenheit zur Kooperation – abseits der Schnell-schnell-Reaktionen und des kommentierenden Sofortismus.«

Oder sollte ich es so halten wie meine Freundin Anke? Sie rät mir, mein Umfeld »kommunikativ zu erziehen«. Anke ist 55 Jahre und leitet eine Künstleragentur. Sie findet, Sprachnachrichten seien nur in Notfällen akzeptabel. »Ich kannte aber mal eine Person, die fand sich und ihre Erlebnisse so geil, dass sie die immer in neverending Sprachnachrichten ausschmückte und zwischendurch über ihre eigene Crazyness lachte. Da war ich raus! Ich will keine Egohörbücher🫠.« Seither greift sie zu erzieherischen Maßnahmen. Erhält sie eine Sprachnachricht, antwortet sie: »Ich hör das nicht ab, schreib mir, oder wir telefonieren später.« Mittlerweile bekomme sie kaum noch Sprachnachrichten, und die, die sie erhalte, seien »zu 95 Prozent relevant, kurz, klar und kein Bullshit-Bericht«. Nachdem ich das gelesen habe, öffne ich meine Kontakte und schreibe hinter Ankes Namen den Hinweis: »Keine Sprachis!!!«

Ich selbst möchte weiterhin keinen Kommunikationskanal kategorisch ausschließen. Aber ich habe mir vorgenommen, ein paar der Regeln zu übernehmen, auf die ich bei der Recherche stieß. Von mir eingesprochene Voicemessages sollten nicht länger als ein, zwei Minuten dauern und jeweils nur ein Thema umfassen. Ich markiere jetzt manche Sprachis mit Hinweisen wie »ist wichtig« oder »hat Zeit«. Seither reagieren die meisten Rezipienten wohlwollend – und teilweise schneller als zuvor. Erhalte ich längere Sprachnachrichten, höre ich sie in anderthalbfacher Geschwindigkeit ab. Berufliches in Form von WhatsApp-Texten oder E-Mails beantworte ich innerhalb eines Arbeitstages (ich versuche es zumindest). Sofern sie nicht dringend sind, lasse ich mir für private Nachrichten mehr Zeit. Ich möchte mich ganz auf deren Inhalt einlassen und eine Antwort formulieren, die der Sache angemessen ist. Ich befreie mich also zumindest ein Stück weit vom Schnell-schnell-Sofortismus.

Das alles ist kein Versprechen meinerseits, eher eine Absichtserklärung. Niemand sollte erwarten, dass ich alle der mehr als ein Dutzend Kommunikationswege auf meinem Smartphone rund um die Uhr im Blick behalte. Wer mich schneller erreichen will, kann mich einfach anrufen.

Der rote Kreis auf der WhatsApp-Kachel meines Smartphones zeigt jetzt übrigens die Zahl 59 an. Vielleicht sollte ich mich mal um sie kümmern. Könnte ja etwas Wichtiges dabei sein.

ANZEIGE

